

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 8. Bromberg, den 10. Januar 1929.

Eliza.

Roman von **Rudolph Stratz.**

4.

Steife Brise schwellte das Toppsegel des Stettiner Kontinentalsperre-Kutters. Der Franzose jagte, lang und schlank wie ein Hecht, die weiße Möwe — das Segelboot, das mit sturmgeblähten Leinen vor ihm über die Katzenköpfe der Ostsee glitt. Die kleine Barke lief auf die Persantemündung bei Kolberg zu. Sie tanzte schon auf flachem, durchsichtig grünem Wasser am Ufer. Hinter den Dünen der verlassenen, kampfgeschwärzten Palisaden der Maikuhle beobachteten die drei pommerschen Junker aus den Sätteln heraus gespannt den Blockadebrecher.

„Dat is der Kirl endlich!", schrie frohlockend der eine baumlange Reiter, der nur mit dem linken Bein im Bügel fußte. Das rechte hing schon lange lahmgeschossen frei am Pferdeleib herab.

„Hat denn der Möllenbeck geschrieben, daß er uns seinen Vertrauensmann zur See schickt, Graf?"

„Gestern kam der Brief! Und Zeit ist's! Bei allen Düweln ja!" Es zuckte über die Züge des Grafen mit dem lahmen Bein. Er trug, ohne Hut auf den strohblonden Strähnen, zu den bürgerlich-tuchenen Reithosen und bespornten Wasserstiefeln den, ohne Pallasch, wie eine Inspektorjoppe umgeknöpften gelben, hellblau besetzten Koller der nach Jena zersprengten Treptower Bailliodz-Kürassiere. „Ich hab' es satt, in Malchenhagen mit den Motten zu bataillieren!"

„Da kiek', Graf. Der Franzos kommt nah an Grund! Er dreht bei! Er gibt die Jagd auf!"

„Der Möllenbeckische hält drüben, hinter Spiekaten, aufs Land!"

„Fixer Jung! Ick möt lachen! Galopp, Kinnings! Zum Spiekaten!"

Die Hufe spritzten im Strandwasser auf dem weichen Sand. Hundert Schritte draußen im Meer lag die Barke, die Segel gerefft, mit dem Kiel auf den Kieseln. Zwei Fischer trugen, bis an die Knie watend, auf ihren Schultern einen hageren, mittelgroßen Mann unbestimmten Alters an Land. Sein bartloses Antlitz hatte schweigsame, mißtrauisch geschlossene Lippen und einen zähen, kalten Blick der Augen.

„Der Jung' sieht bannig wenig einem Ostpreußen ähnlich, Graf ..."

„Und wat kraucht denn da woll aus der Sandkuhle? ... Schon so früh bei Wege, Herr Particulier Pries?"

„Gun Morn, Herr Graf von Bassum! Lütter Spazierritt bei dem schönen Morgen?"

„Da drüben reitet ein Etranger de distinction durchs Wasser spazieren. Den erwarte ich hier, Herr Pries!"

„Dat's wohl nicht an dem!" sprach Klaus Pries. Der alte Seebär war schon nahe an siebzig, mit schlohweißem eigenen Gelöckel über den tropenbraunen Pockennarben des Gesichts und darauf, zu dem langschößigen preußisch-blauen Leibrock, einen flachen, schwarzen Schifferhut. Seine mahagonifarbene Rechte wies nach dem dunstigen Horizont. Durch die feuchten Silberschleier der Seeluft zeichneten sich da draußen, ganz in der Ferne, die drei Masten eines mächtigen Seglers ab. Zwei weiße, von schwarzen Stückpforten unterbrochene Bänder liefen um seinen tiefgrauen Rumpf. Vom Mitteltop wehte die blutrote Kriegsflagge Englands.

„Wen die Herren erwarten, ist mir nich bekannt!" sprach der VadderKlaus am Strand bedächtig. „Aber den Lord, den sie da eben achter bringen, den hat die Fregatte draußen ja wohl für mich ausgebootet! Der kommt über Schweden ins Land, weil die Franzosen die ganze Nordseeküste belauern. Wat der hier will? Tja — ich denk' mir doch, 'mal sich 'n bißchen Hinterpommern bekieken ... Na — adjüs ooch, Herr Graf!"

Der lange Junker trabte zornmütig davon. Das lahme rechte Bein zuckte im Takt des Hufschlags auf und nieder. Er spuckte in den Wind.

„Den Dunnerschlag über all die Gewürzschiffer und Branntweinbrenner und Bäckerältesten und Tuchscherer!"

„Ich meine doch, Graf, wat die Kolberger Bürger sind — während der Belagerung haben sie ja woll platterdings wie die Edellüt' ihren Mut prästtert!"

„Dat's richtig! Aber seit vierzehn Tagen, seit dem Tilsiter Düwelsfrieden, da denken die Herren Bürgeradjutanten und Bürgerrepräsentanten: „Nu helpt dat nich mehr!" — Nu steckt sich der oll Vadder Klaus hinter die Engländer! ... Aber wat helpen uns die Engländer auf dem platten Land? Wir helpen uns selber!"

Der von Lüdke blinzelte über die leere, weite Ostsee, an deren glitzernder Kimme schon ganz fern die brittische Fregatte mit dem roten Kriegswimpel, dem Zeichen des Kampfes auf Tod und Leben wider Napoleon, sich langsam wie ein Spinnweb im Morgendunst auflöste.

„Der Möllenbeck'sche möt doch zur See kommen!" meinte er.

„Und ob hei möt! Landeinwärts liggt ja vom Bullenwinkel ab alles noch vull Franzosen. Dat grimmelt nur so von dem Aaszeug!"

Die drei Reiter ließen die Stadt zur Rechten. Sie galoppierten an der blutigen Sandtrichter- und Faschinenwirrnis des Wolfsbergs vorbei, auf dem Kolbergs Frauen und Mädchen und Schulkinder, unter Nettelbecks Zuruf, mit Schippe und Pickel die Schützengräben aufgeworfen und die Waldenfelsschen Grenadiere mit Bajonetten und Kolben vier Tage lang gegen die Franzosen gerungen hatten. Sie sahen drüben die Brandtrümmer des Rathauses, von wo Gneisenau in den letzten Verzweiflungstagen alles, was marschieren konnte, Soldaten, säbelbewehrte Bürger, trommelnde Mödel, zum Ausfall hinausgeführt hatte, während gleichzeitig die beiden heißersehnten brittischen Munitionsschiffe mit allen Segeln in den Hafen liefen. Sie schauten weit über das flache, pommersche Land, das der Leutnant von Schill von den blauen Pasewalker Königin-Dragonern mit seinem Freikorps von Versprengten tageweit in tollkühnen Ritten hinter dem Rücken der Franzosen durchstreift hatte.

„Courage, Kinnings!" Der Bassumer reckte sich wild im Sattel.

„Wenn doch der Möllenbeck'sche ausbleibt ..."

„Wo mag der Döskopp woll hingesegelt sein?" schrie der Graf. Er ritt auf sein Schloß Malchenhagen zu. Er stieg zornrot mühsam, mit seinem steifen Bein, aus dem Sattel. Er hinkte wütend über den Hof. Ein junger Kaufmann stand da bescheiden wartend bei Seite, ehrbar bürgerlich in einen fliegenschmutzfarbenen Spenzer und mausgraue Pantalons gekleidet, ein rotgetüpfeltes Foulardtuch um die hohen Vatermörder geschlungen. Er lüftete ehrerbietig den niederen, stahlfarbenen Zylinder und wollte herantreten. Aber der Schloßherr schnaubte ihn an.

„Ich heww jetzt kein Zeit für Seine Schachergeschäfte! . . . Ich verkoope heute kein Korn!"

„Herr Graf . . ."

„Ich verkoope kein Swin! Ich verkoope keinen Snaps! Ab mit ihm!"

Der Junker stelzte grimmig in sein Zimmer zur ebenen Erde, schmetterte die Türe hinter sich ins Schloß, knöpfte sich den strohgelben Koller auf, schnappte nach Luft. Hinter ihm war ein Geräusch. Er drehte sich zum Fenster. Da kletterte der Krämer im pfeffer- und salzfarbenen Habit eben vom Hof herein.

„Nu wird mir's zu doll! Ihn schmeiß' ich durchs Fenster retour!" Der Graf packte den jungen Mann am Halstuch und Frackschoß. Donnerwetter — hatte der Kerl Kräfte! Er rührte sich kaum und schaute dem Bassumer fest ins Gesicht.

„Ich komme von des Herrn Ministers von Möllenbeck Exzellenz!" sagte er. Der andere ließ ihn verblüfft los.

„Dann möten Sie übers Meer geflogen sein . . ."

„Ich bin, um die französischen Küstenwachen zu täuschen, sechs Meilen von hier, in der Jasmunder See, gelandet."

„Ihr Name?"

„Der Kandidat der Rechte Juel Wisselinck."

„Das Geheimwort?"

„Der Möllenbecksche Wappenspruch: Ex virtute victoria!"

„Ich kann zwar kein Latein! Aber dat stimmt! Nehme der Herr Kandidat Platz! Melde Er! Ich brenne! . . . Wann slagen wir los?"

„So, wie der Herr Graf es meint — heute nicht und niemals!"

„Herr . . . hat Ihm seine Liebste eine Nachthaube mit auf den Weg gegeben? . . . Will Er hier Memmen aus uns machen?"

„Ich rapportiere meine Ordre, Herr Graf von Bassum! . . . Bitte — hören Sie mich an!"

In dem großen Saal nebenan hatten die Franzosen auf dem Durchzug gehaust. Das halbe Dutzend Junker in ihren blauen Reitfräcken und Stulpstiefeln und Offiziere vom Landadel in ihren verblichenen silbergestickten Schleifen und Silbertressen und Goldpuscheln der aufgelösten alten Fridericianischen Armee — dies Häuflein mit trotzigen und fanatischen Gesichtern stand, zwischen geknickten, goldlackierten Barockstühlen und zersplitterten Wandspiegeln, und horchte schweigend auf den Wortwechsel hinter der plötzlich auffliegenden Türe.

„Ein Puckel voll Släg' gehört euch! . . . Witt ihr Memeler Duckmäuser denn noch, wat en Preuß tau bedüden hat?" trompetete das grimme Plattdeutsch des Grafen Bassum. Er stürmte, riesenlang, ein hinkender Berserker, in den Saal. „Kinnings — dat's en slimm Stück! Verraten und verkoopt! Der König soll nicht alleruntertänigst abgedankt werden — läßt der Herr Minister Möllenbeck befehlen! — Wir dürfen den Prinzen Karl nicht zum König ausrufen! — verfügt der Herr Minister! . . . Man soll die Nation jetzt nicht entzweien, sondern einigen! . . . Da lach' ick öwwer! Was ist denn die preußische Nation? Dat sind wir — dat is der Adel! Alles andere ist Kaff . . ."

„Es gibt gewiß herrliche Soldatenköpfe im preußischen Adel!" sagte aus der Ecke des Saales ein junger Offizier in verschlissener dunkelblauer Campagne-Uniform. „Der Herr Generalmajor von Blücher — der Herr Quartiermeisterleutnant Graf Götzen — der Herr Obrist Graf von Tauenzien . . . der . . ."

„Ei wat! Laten Sie die Distinktionen unterwegs, Herr Stabskapitän Grusemann! Adel ist Adel! Aber man kennt euch bürgerliche Herren vom Pontonnierkorps!"

„Ich kam mit Gneisenau nach Kolberg und half die Stadt retten, obwohl ich der Sohn eines schlesischen Stadtältesten und Reichskrämers bin!" versetzte der Hauptmann mit dem schlichten, schwarzen Kragen und tressellosen schwarzen Hut. „Der genialische Obrist von Scharnhorst stammt von bäuerlichem Haus — am Rübenberg in Hannover."

„Darum eben hat ihn der König geadelt! Der Adel ist Preußen! . . . Aber wat sollen wir Pommern dauhn, wenn die Ostpreußen de Tid mit der Schneiderelle messen? Da schicken sie uns einen bürgerlichen Kandidaten als Kurier! Mi süllt gar nich wunnern, wenn der Kirl 'n Theologe wär'! Wo is hei denn hin?"

Der Graf auf Malchenhagen rollte umsonst die glühenden Stieraugen durch seinen verwüsteten Ahnensaal. Den hatte der Kandidat Wisselinck unbemerkt in dem Getümmel verlassen. Er schritt schon weit draußen im grellen Sonnengold zwischen wogendem Weizengelb dahin. Fern blaute die Ostsee, heiß über ihm der Himmel. In seiner, des Hufschmiedsohns, Seele sang es das alte Lied vom Glauben an das alte Preußen. Er nickte traurig und gläubig vor sich hin. Er hatte ja ganz recht — der wilde, lahme Junker da drüben — Preußen und sein Adel — das war wie der Leib und das steife Rückgrat, das allein den Leib trägt . . .

Hufgetrappel hinter ihm auf dem Sandweg. Er blieb stehen, um die Reiter vorbeizulassen. Es war der dunkelblaue Pontonnier-Kapitän von vorhin und sein Troßknecht. Der Hauptmann Grusemann hemmte sein Roß.

„Sie haben mir durch Ihre Post aus Ostpreußen die Augen geöffnet!" sagte er unvermittelt. „Ich bin ein rabiater Preuße! Ich habe mich bisher immer noch zum Bassum und seinen wilden Bullen gehalten! Ich habe gehofft, ein Wunder hilft uns, gerade weil wir unvernünftig sind! Aber jetzt sehe ich klar: So retten wir Preußen nicht! . . . Sie sind ja gestiefelt! Steigen Sie auf den zweiten Gaul! Mein Kerl folgt zu Fuß."

Die beiden, der Stabskapitän und der Kandidat, trabten auf den fern ragenden, spitzen Dreiturm des Mariendoms von Kolberg zu. Sie umritten die weithin von den Verteidigern in Wasserspiegel verwandelten Wiesen. Sie lenkten ihre Pferde in die geschwärzten Ruinen der von den Bürgern selbst den Flammen geopferten Lauenburger Vorstadt. Sie erreichten, neben der von den Franzosen eingeäscherten Vorstadt Stubbenhagen, die zerschossen starrenden Palisaden- und Barrikadenwälle des Stadtkerns. Sie überquerten, zwischen den Brandstätten der Häuser, die Straßen und Plätze, wo die obdachlosen Flüchtlinge, Greise, Frauen, Kinder, zu Tausenden wochenlang unter dem Bombenhagel der Franzosen kampiert hatten. Sie sahen die fahrbare Feldküche, die Waffenschmiede, die wassergefüllten Löschbottiche, die Feuerkessel zum Kugelglühen der kämpfenden Bürgerschaft. Die aufgerissenen Gassen schienen noch zu zittern vom Rasseln der Alarmtrommeln, dem Gellen der Sturmglocken, dem Kriegslied der Bürger von den Wällen: „Wir haben Kanonen — wir haben keine Bange" . . .

Mit großen Augen schaute von seinem Pferd der Ostpreuße auf diese gewehr- und säbeltragenden Ackerbürger, Ladendiener, Salzknechte, Fischhändler, Stadtältesten, Zimmerleute, Ostseeschiffer. Alle diese Männer schritten aufrecht, mit einem kriegerischen Trotz auf dem Antlitz. Die Frauen und Mädchen hatten harte, leidenschaftliche Züge. Die Menschen in Kolberg waren bleich, abgezehrt, halb verhungert und erschöpft. Und doch lebte etwas in ihnen — hielt sie — hob sie . . . die Luft leuchtete um sie von einem neuen, unbekannten, aus diesem geschwärzten Boden ihrer Vaterstadt gewachsenen Geist.

Und zwischen den Kämpfern des Bürgerbataillons — ganz anders als sonst bisher in Preußen — Arm in Arm mit dem Volk in Waffen, die Soldaten: die Grenadiere in ihren hohen, schwarzen Mützen, die abenteuerlich in allerhand Uniformfetzen gehüllten, aus Kriegsgefangenschaft über Schweden her ranzionierten Füsiliere, die Infanteristen des Schillschen Freikorps in ihren Tschakos, die von ihm gesammelten versprengten Reiter von Jena — die gelben Quitzow-Kürassiere, die blauen Katte-Dragoner, die dunkelroten Stolper Blücher-Husaren.

Der Ostpreuße ritt stumm dahin. Der Stabskapitän der Pontonniers neben ihm wies, durch eine Brandlücke in den Häuserwänden, nach dem runden Hafenbollwerk in der Ferne, über dessen niederem Turm der schwarze Preußenadler in weißem Felde flatterte.

„Dort hat der Nettelbeck mit seinen fast siebzig Jahren, kurz vor dem Waffenstillstand, als sich wegen Sturms kein Lotse auf See getraute, selber mit Lebensgefahr zwei Lebensmittelschiffe von der Reede in den Hafen bugsiert! Steigen Sie ab, Herr Kandidat! Hier im Schifferhaus treffen wir welche von seinen Leuten!"

(Fortsetzung folgt.)

Noch wer sie haßt.

Noch wer sie haßt, umklammert diese Welt.
Allein es ist kein feiger Widerstreit,
Wenn sich im Erdenraum, der Tatenzeit,
So fest auch der Enttäuschte hält.

Wer darf den kargsten Unterschlupf verschmähn,
Und wär's ein Lehmloch, felsenüberdacht,
Wenn draußen in der alten kalten Nacht
Die heimatlosen Stürme wehn!

Bruno Frank.

In den Wäldern Polesiens.

Eine Mickiewicz-Erinnerung: das Tierparadies. — Das Moroczne-Moor. — Ein Zwischenfall. — Der Reiz der Wälder in Polesien. — Eine grauenhafte Wolfsgeschichte. — Wanderung durch das Moor. — Heimkehr.

Von **Alfred Uznański.**

Alfred Uznański, Redakteur am „Czas“, schildert in diesem Krakauer Blatt in einer Artikelserie „An den Ufern des Horyń“ wolhynische Wälder und Seen. Wir entnehmen seinen Naturschilderungen die folgende Beschreibung eines Ausfluges in die Wälder. Der Horyń ist ein rechter Nebenfluß des Pripjet.

Groß- und Klein-Meresina sind zwei Inseln, die aus den Sümpfen des Moroczne-Moors emportauchen. Ich weiß nicht, ob Mickiewi z auf ihnen geweilt hat, aber ich weiß, daß er sie im „Pan Tadeusz“ geschildert hat. Erzählt er doch, daß es in den tiefsten Gründen der litauischen Wälder von Morästen, Wasserschlünden und Lähnen faulender Baumstämmen umgeben, irgendwo einen Paradieswinkel gebe; dort herrsche unter den Tieren Friede und Eintracht und dahin begeben sich alle Tiere des Waldes, wenn sie den Tod nahen fühlten. Seit hundert Jahren haben sich aber die Zeiten geändert. Wir haben allerdings den Völkerbund, die Locarnoverträge, den Kellogpakt und andere Versuche, das Paradies auf Erden zu schaffen, jedoch wir haben vorher die Revolution, die Freiheit und die Demokratie gehabt, die drei größten Übel, die das jagdbare Wild treffen können. Da helfen die Pazifisten nicht und helfen keine Friedensverträge, wenn die freiheitstrunkenen Bauern mehrere Jahre lang im Wald gewirtschaftet und alles, was dort lebte, abgeschossen und gefangen haben, des Fleisches wegen und um im Forst mehr Viehweiden zu haben. Die Wälder sind verödet und nur einige wenige Wölfe übrig geblieben. Schließlich herrscht nun wieder eine gewisse Ordnung, die Doppelflinten und die einläufigen Gewehre der Bauern sind in Verstecken verschwunden, doch es wird lange Jahre dauern, ehe im Urwald wieder neues Leben blüht. Die beiden Meresinas sind also nicht mehr jenes von Mickiewicz besungene Tierparadies: sie sind es nur noch insofern, als der Zugang zu ihnen schwierig und romantisch ist. Wer die Inseln besuchen will, darf sich nicht vor Mücken und nassen Füßen fürchten, muß sich ein wenig auf Equilibristik verstehen und auf schlüpfrigen, nassen, halbverfaulten Stangen gehen können.

Wir verlassen in einem Wagen, der natürlich keine Federn hat, das Haus, passieren die über die Horynianka führende Brücke, und dann geht es über Wiesen nach einer Lichtung, die ein sich schamhaft im Walde verbergendes Feld ist. Hierauf fahren wir auf einem sandigen Wege längs des Waldes. Langsam, Schritt für Schritt, kommen wir weiter. Die Pferde versinken in einem Urschlamm. Endlich biegen wir auf einen Seitenweg ein. Die Pferde fallen in Trab der Wagen springt über Wurzeln und Gruben und rüttelt unbarmherzig. Ich gewöhne mich allmählich daran und fange an, die ärgsten Stöße zu parieren, indem ich mich auf die Hände und die Füße stütze. Vielleicht wird auch der Weg allmählich besser. Ich kann mich also im Walde umsehen. Wir kommen durch üppig wachsenden jungen Wald, und während ich ihn betrachte, kann ich mich nicht genug wundern über den Waldzuwachs in Polesien. Vor sechs Jahren war ich zuletzt hier, als mein Bruder das Gut, zu dem diese Waldungen gehören, von seinem damaligen Besitzer, einem russischen Güterspekulanten, gekauft hatte. Von jungen Bäumen war damals hier keine Rede. Auf dieser Seite des Waldes war alles abgeholzt, nicht einmal Saatbäume hatte man stehen lassen, und der Anblick war damals niederdrückend. Doch die Vorsehung waltet über Polesien. Obwohl hier keiner den Wald sät, noch pflanzt, wächst er überall, wo nicht gepflügt wird und kein stehendes Wasser ist. Der Wind und die Vögel tragen Samen herbei, und selbst Brachfelder bedecken sich schnell mit Kiefern, Eichen und im schlimmsten Falle mit jungen Birken. Der sechsjährige Jungwald, durch den wir fahren, ist schon mannshoch und wird ein schöner Hochwald werden, falls nicht Waldbrände ihn vernichten. Diese Waldbrände sind eine wahre Landplage Polesiens und entstehen entweder durch Feuer, das leichtsinnigerweise von den durch den Wald fahrenden und unterwegs rastenden Fuhrleuten oder absichtlich und wohlbedacht von den Hirten angelegt wird, die die Weideplätze im Wald verbessern wollen. Die Regelung der Servitute in Polesien ist daher dringend notwendig.

Wir verlassen den Jungwald und gelangen immer tiefer in den Wald hinein, in der Richtung auf Moroczne. Das Moor sendet schon seine Ausläufer und Buchten hierher aus — mit Porst bewachsenes Sumpfland, in dem Zwergkiefern oder Krüppelbirken stehen. Wir fahren über manchmal recht gefährlich aussehende Moräste oder ganz halsbrecherische kleine Brücken.

Bei einer von ihnen ereignet sich ein Zwischenfall. Das uns oder richtiger seine Mutter begleitende Hengstfüllen, in dem sich offenbar ein von seinen kleinpolnischen Vorfahren ererbter Atavismus regte, welcher lehrt, daß in Polen eine Furt sicherer ist als eine Brücke, versuchte den Kanal zu durchwaten, über den wir gerade auf einer schwankenden Brücke fuhren. In Polesien ist aber im Gegensatz zum übrigen Polen die löchrigste Brücke sicherer als eine noch so unschuldig aussehende Furt. Das unvorsichtige Füllen fällt in den Sumpf, gerät bis zum Bauch in ihn hinein und sinkt immer tiefer. Wir alle eilen zu Hilfe, und es gelingt uns mit vieler Mühe, das Füllen aus der moorigen Tiefe herauszuziehen. Es sieht so abscheulich schmutzig aus, daß selbst seine leibliche Mutter sich von ihm abwendet und es vom Euter zurückstößt, an dem das durch das Bad mitgenommene Söhnchen sich stärken will.

Der Wald ändert seinen Charakter, und wir fahren nun durch einen Eichenwald, in welchem sich immer häufiger Erlen zeigen. Das Moroczne-Moor drängt sich immer tiefer durch die Bäume hindurch, es gibt immer mehr Mücken, bis endlich die waldige Insel aufhört. Unsere Wagenfahrt ist zu Ende. Weiter muß man auf den mit Recht berüchtigten polesischen „Stegen“ durch das Moor vordringen. Der Ausläufer Morozneś, der uns von Groß-Meresina trennt, ist aber an dieser Stelle nicht allzu breit. Wir nehmen in jede Hand einen Birkenstock, und die Wanderung beginnt. Die noch aus der Vorkriegszeit stammenden Stangen sind zwar sehr verfault, doch indem wir von einer Birke zur anderen springen und vorsichtig auf den im Sumpf versenkten Stangen schreiten, bekommen wir nur etwas nasse Füße, gelangen nach Meresina und stehen auf trockenem festen Boden. Die Wanderung durch das einstige Tierparadies beginnt.

Ich weiß nicht, worin der Reiz des polesischen Waldes besteht. Es gibt in ihm ja nichts Außergewöhnliches. Man erzählt, daß, als einst eine ausländische Dame in Gegenwart des ehemaligen Staatspräsidenten Wojciechowski sich für den Urwald von Bialowież begeisterte, wo sie gerade gewesen war, der prominente Führer der polnischen Demokratie achselzuckend erwidert habe: „Ein Wald wie jeder andere.“ Dieselbe tiefsinnige Betrachtung flüstert einem auch hier der Skeptizismus zu, doch das Herz lehnt sich dagegen auf. Wer in den Wäldern der Tatra groß geworden ist, erliegt einem unfaßbaren, sein ganzes Wesen ergreifenden Zauber und träumt davon, nicht mehr heimzukehren, sondern sich hier in einer Hütte niederzulassen, zu jagen, Beeren und Pilze zu sammeln und die Verfassungsreform, die Machtbefugnisse des Präsidenten und andere die Bürger der Republik leidenschaftlich erregende Fragen zu vergessen. Die Träumereien unterbricht aber ein Volk Haselhühner, das dicht vor uns hochgeht. Während wir in diesem wundervollen Wald oder Park weiter wandern, wo alle in Polen vorkommenden Bäume bunt durcheinanderstehen, Linden und Eichen, Ahorn und Kiefern, Weißbuchen, Erlen usw., huscht zwischen den Bäumen ein Reh hindurch; überall im Walde sieht man Stellen, wo Wildschweine die Erde aufgewühlt haben; über die Bäume fliegt mit schwerem Flügelschlag ein Birkhuhn — es gibt also Wildbret hier auf Meresina. Aber das Paradies ist noch in weiter Ferne. Noch ist der riesige, apokalyptische Elch nicht zu sehen, es sind nur wenige Auerhühner da, und Meister Petz läßt sich hier auch nicht blicken. Leider sind um so mehr Wölfe vorhanden, die den Burgfrieden unter den Tieren nicht anerkennen, Hasen und Rehe reißen und es unmöglich machen, den Wildbestand in Polesien auf den Vorkriegsstand zu bringen.

Im Laufe eines Gesprächs über die Jagd und die Notwendigkeit, die Wölfe auszurotten usw., höre ich eine Geschichte die das Blut in den Adern erstarren läßt. Unlängst fanden einige hiesige Bauern, die nach alter Gewohnheit im Walde umherstreiften, ein Nest junger Wölfe. Sie griffen vier Welpen, von denen sie zwei mit Knütteln totschlugen, zweien aber die Augen ausstachen und sie dann laufen ließen. Nach dem Beweggrund für diese schreckliche Tat befragt, erwiderten diese „Jäger“, daß, wenn sie alle jungen Wölfe getötet hätten, die Wölfin wieder läufisch geworden wäre und wieder Junge geworfen hätte. So aber werde sie ihre blinden Jungen weiter nähren, die, groß geworden, doch umkommen würden; außerdem würden die Wölfe, erschreckt durch die „Rache der Menschen“, sich in andere Gegenden verziehen.

Schweigend, etwas mißgestimmt, schlendern wir weiter und bedauern die Wölfe, die wir soeben auf eine freilich weniger barbarische Weise ausrotten wollten. Doch der Zauber des Waldes von Meresina übt seine Wirkung aus. Wir vergessen die Wolfstragödie und träumen wieder von der Wiederkehr des Mickiewiczschen Phantasiegebildes. Doch wir nähern uns dem Ende unserer Wanderung. Wir

wollen nicht zu der Stelle zurückkehren, wo wir den Wagen zurückgelassen haben, sondern nach Rehhorn (Rozinny Róg) gehen. Der Gang durch das Moroczne-Moor ist dort etwas länger und schwieriger, aber wir sehen das Moor in seiner ganzen Pracht. Das Gelände beginnt sich zu senken; wir wandern nicht mehr durch Eichen, Linden und Ahornbäume, sondern über Sumpfland, das mit immer krüppelhafteren Birken bewachsen ist. Von neuem beginnt das Springen von Stange zu Stange, von Hümpel zu Hümpel. Nach einem längeren derartigen Spaziergang lichtet sich der Birkenwald, und wir stehen am Ufer des Moroczne-Moores. Es war zweifellos einst ein See, aber im Lauf der Zeit bewuchs das seichte Wasser mit Algen und Moos, die faulten, zu Boden sanken und den See ausfüllten. So verwandelte er sich in einen mit grünem Rasen bewachsenen Sumpf. Es wäre aber gefährlich, über diese Grasfläche zu gehen. In einer Entfernung von einigen hundert Metern drängt sich ein schmaler Laubwaldzipfel in das Moor. Das ist Rehhorn, unser Ziel. Unser Weg ist sichtbar, besteht aber aus einem schmalen Wasserkanal. Die über das Moor gelegten Stege haben sich nämlich gesenkt, und wenn man auf ihnen gehen will, muß man blindlings mit den Füßen nach ihnen tasten. Wir beschreiten aber diesen polesischen Steg, stützen uns dabei auf Stöcke und geben scharf acht, um nicht auszugleiten und in den Sumpf zu fallen. Das glückt jedoch nicht immer. Die Stangen sind so schlüpfrig, daß ich, ehe ich Rehhorn erreichte, zweimal den Steg „umfaßte". Auch den andern passierte das. In Rehhorn machen wir etwas Toilette und finden nach einem kurzen Spaziergang durch einen reizenden Eichenwald unsere Pferde vor, die uns von hier abholen. Das trocken gewordene und abgeriebene Füllen präsentiert sich anständig und hat das gute Recht, mit Verachtung auf die beschmutzten Touristen aus Meresina zu blicken.

In der Stille des Sommerabends kehren wir heim; wieder springt der Wagen über die Gruben, wieder kommen wir über trügerische Brücken, fahren auf einem sandigen Wege, über Wiesen, auf denen die Nebel brauen, bis wir endlich ermüdet und traumversunken vor der Freitreppe des Gutshauses anlangen.

(Berechtigte Übertragung aus dem Polnischen von Dr. Wilhelm Christiani, Berlin.)

Wie Mattia Battistini sich straffrei sang.

Mattia Battistini, der vielleicht der bedeutendste Bariton der Welt war, galt mit Recht als ein wahrhaftes Stimmphänomen, denn noch im hohen Greisenalter konnte er seine Zuhörer durch seine gewaltige Gesangskunst zur größten Begeisterung hinreißen. Er war ein Stimmtechniker ersten Ranges, denn nur auf diese Weise ist es möglich, daß er sich die Klangfülle seiner Jugend fast restlos bewahrt hatte.

Nur noch einmal finden wir ein ähnliches Beispiel, nämlich bei der großen Sängerin Lilli Lehmann, deren unübertreffliche Gesangskunst ihr auch die Stimme bis ins hohe Alter bewahrt hatte, so daß sie noch im Alter von 70 Jahren ganz unvorbereitet in der Berliner Staatsoper eine Wagnerrolle singen konnte. Die meisten Sänger und Sängerinnen, die nicht über eine so hervorragende technische Ausbildung verfügen, sind früher oder später abgesungen und können mit 50 oder 60 Jahren schon nicht mehr die Leistungen der Jugend aufbringen. Battistini ist, da er angeblich im Jahre 1858 geboren ist, bei seinem Tode 70 Jahre alt gewesen.

Trotzdem konnte er noch vor zwei Jahren in Berlin und auch in polnischen Städten Konzerte geben, ohne daß man ein wesentliches Nachlassen seiner Stimme feststellen konnte. Noch im Alter von 66 Jahren spielte er in Posen den Rigoletto und den Germont in der Traviata. Sein Vater war Arzt, sein Großvater Richter. Nur er ist aus der Art geschlagen. Ein Ausspruch von ihm: „Die menschliche Stimme in den Mittelpunkt stellen, an ihrer Modulation, an ihrer Vervollkommnung arbeiten bis zum Schluß. Nicht auf die Nerven wirken, was mit billigen Mitteln zu erreichen ist, sondern auf das Herz. Das ist nur uns allein von der alten Schule gegeben. Nicht, daß ich darum die Moderne verachten, außer acht lassen kann. Die Zeit schreitet fort und wir müssen mit. Zum Teil wenigstens."

Man erzählt sich von ihm eine scherzhafte Anekdote, die sich in Mailand ereignet hat. In jungen Jahren stand er wegen Übertretung irgendeiner Polizeivorschrift vor Gericht. Er hatte auf der Straße laut gesungen und dadurch angeblich eine Verkehrsstörung hervorgerufen. Battistini behauptete nun vor dem Richter, daß seine Stimme nicht geeignet sei, eine Verkehrsstörung hervorzurufen, sondern daß sie alle Zuhörer entzücke. Wenn die Menschen auf der Straße nicht so begeistert zugehört hätten, dann hätten alle Wagen und Fußgänger weitergehen bzw. weiterfahren können. Damals war Battistini noch nicht so berühmt wie heute und der Richter forderte ihn auf, doch eine kleine Probe seiner Kunst zu geben. Battistini sang eine Arie aus dem Rigoletto, worauf der Richter erklärte, daß seine Stimme tatsächlich von größtem Wohllaut sei und die Menschen zum Stehenbleiben verführen, aber niemals verkehrsstörend wirken könne. Er konnte daraufhin ohne Strafe nach Hause gehen.



Bunte Chronik



* **Die Hexe von Ossuly.** In dem ruthenischen Dorfe Ossuly lebte eine alte Frau, von der sich alle Dorfbewohner erzählten, sie sei eine Hexe und stehe mit dem Teufel im Bunde. Sie wurde daher allgemein gehaßt, aber die Furcht vor ihr sicherte sie doch vor offenen Feindseligkeiten. Vor kurzem faßten sich jedoch einige mutige Bauern ein Herz und beschlossen, ihr Dorf von der „gefährlichen" Alten zu befreien. Jedenfalls fand man diese eines Morgens an einem Kreuzwege erhängt vor. Die Bevölkerung atmete auf, allerdings fürchteten abergläubische Gemüter immer noch, daß die tote Hexe „umgehen" und sich an dem Dorfe und seinen Bewohnern rächen könne. Um das zu verhindern, wurde auf Rat eines „Sachverständigen" der Baum, an dem die Tote hing, ausgehoben und mitsamt seiner schaurigen Last tief in die Erde vergraben. Vorher hatte man der Toten noch den Mund mit Glasscherben gefüllt, um sie auf diese Weise daran zu hindern, „sich mit dem Teufel zu unterhalten" und ihn gegen das Dorf einzunehmen.



Rätsel-Ecke



Viereck-Rätsel.

Die Wörter: Schoenaich, Niederlage, Mohnsemmel, Verwendung, Gartenzaun, Kohlenraum, Steuermann, Stenogramm, Manchester und Standrecht sind in ein Viereck von 10 10 Feldern so unterzustellen, daß die von links oben nach rechts unten laufende Linie eine winterliche Gestalt ergibt.

*

Palindrom.

Lies vorwärts oder rückwärts mich,
Das gleiche Wesen bleibe ich;
Mit Windeseil' saus' ich von hinnen,
Um Sieg und Lorbeer zu gewinnen.

*

Gegensatz-Rätsel.

Alter, Anfang, Stadt, Weite, Bewegung, Sommer, Wahrheit, Tod, Seele, Haß, Morgen, Tag, Jüngling, Schande, Freude, Flut, Schwester, Gebirge, Tante, Reichtum, Vetter, Saat, Zwerg, Süden, Festland, Kinder, Lehrling, Verteidigung, Zähler, Hunger, Mißgeschick, Auslaut, Tadel, Strafe, Frage, Meer, Klugheit, Wildheit, Aufgabe, Oberfläche, Weiser.

Zu jedem dieser Wörter suche man ein solches, das den Gegensatz dazu bedeutet. Die Anfangsbuchstaben der richtigen Wörter ergeben ein Sprichwort.

*

Auflösung des Rätsels aus Nr. 4.

Buchstaben-Rätsel: Bleiche, Leiche, Eiche — ich.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg